

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 90 (1996)
Heft: 6

Artikel: Briefe aus Somalia und aus dem Engadin : von den Schwestern und Brüdern in Afrika lernen
Autor: Karrer, Vre
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143980>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von den Schwestern und Brüdern in Afrika lernen

Bereits in vierter Folge veröffentlichen die Neuen Wege Briefe von Vre Karrer aus Somalia. Die Leserinnen und Leser erinnern sich, dass Geldspenden und vor allem auch ermutigende Reaktionen aus dem Kreis unserer Zeitschrift Vre Karrer veranlasst haben, den von ihr geschaffenen Institutionen in Merka, einem Ambulatorium und einer Schule, den Namen NEUE WEGE zu geben. In den folgenden Briefen betont unsere Freundin den hohen Stellenwert, den Gemeinschaftsformen in der afrikanischen Kultur einnehmen. Sie sieht darin eine Chance für den Sozialismus. Leider hat die Malaria Vre Karrer schon nach kurzem Aufenthalt in Merka gezwungen, in die Schweiz zurückzufliegen, wo sie ärztlich betreut und von ihrer Tochter gepflegt wurde. Anfangs Juni möchte Vre Karrer ihre Arbeit in Somalia wieder aufnehmen.

Red.

Nairobi ist verändert – die Armen sind noch ärmer geworden

Merka, 16. Januar 1996

Diesmal war die Reise besonders beschwerlich und gefährlich. Um 21.30 Uhr landeten wir auf dem Flugplatz. Ich suchte mir ein Taxi, um nach Nairobi zu kommen. Der Weg vom Flughafen nach Nairobi ist nicht beleuchtet und führt durch Buschgebiet. Plötzlich war die Strasse abgesperrt. Wir wussten nicht, was passiert war. Wir warteten mehr als drei Stunden. Der Fahrer wollte ständig weg, um sich zu erkundigen. Autoritär befahl ich ihm, im geschlossenen Wagen zu bleiben. Er musste einen schlechten Eindruck von mir bekommen haben, mit Recht! Am nächsten Tag erfuhr ich im Hotel, dass ein älteres Ehepaar vom Flug Frankfurt – Nairobi, das auf eine Safari-Tour gehen wollte, am Flugplatz in ein vermeintliches Taxi eingestiegen war, um nach Nairobi zu gelangen. Es war aber kein Taxi. Gangster warfen die beiden auf die Strasse und fuhren davon mit dem Gepäck und den Pässen. Der Mann wurde von einem nachkommenden Auto angefahren. Das Ehepaar liegt jetzt verletzt im Spital in Nairobi.

Zwei Nächte später wiederholte sich die traurige Geschichte. Diesmal hatte die Polizei Kontrollen aufgestellt. Drei Männer der Bande und ein Polizist wurden durch Schüsse getötet. Ein Polizist wurde schwer verwundet. Und ein weiterer Strassenräuber wurde am Morgen früh vom Volk zur Abschreckung demonstrativ gesteinigt. In den meisten Fällen greift die Polizei gar nicht ein, aus Angst. Die Polizisten müssen ihre Familien mit Löhnen weit unter dem Existenzminimum durchbringen. Da bleibt das Interesse an der Sicherheit des Landes gering.

Nairobi ist verändert. Die Armen werden noch ärmer, und die Reichen sahnen mit grosser Kelle ab. Der Tourismus bringt dem Volk nichts. Präsident Moi besitzt die grossen Kaufhäuser. Indische Geschäftsleute betreiben sie. Da gibt es die teuersten Delikatessen, feinste Seidenstoffe, Gold und Silber. Alles für die Touristen. Da begegnet man keinen schwarzen Menschen, denn es gibt ja nichts, was sie sich leisten könnten. Warenhäuser für Weisse in Afrika?

Ich war wieder im Slumviertel Kiberia. Die Gegensätze sind zum Weinen. Kinderreiche Familien wohnen in kleinsten Kubus-Hütten von maximal 5–6 Quadratmetern eingepfercht, ohne Wasser und Latri-

nen. Die Reihen-Blehhütten sind vergleichbar mit den Hühnerbatterien gewisser profitgieriger Geschäftsleute in Europa. Ich kenne einen Hotelangestellten, der arbeitet im Monat für 2000 Kenia-Schillinge (ca. 50 Franken) von morgens 7 Uhr bis abends 22 Uhr. Seine Grossfamilie lebt in der Kubus-Hütte im Slumgebiet. Der Mann geht jeden Morgen zu Fuss eine Stunde und 20 Minuten zur Arbeit, weil er das Geld für den Bus nicht aufbringt. Für die Blechhütte bezahlt er monatlich 400 Kenia-Schillinge. Überall begegne ich unterernährten Menschen mit fragendem Blick und verstummten Kindern mit traurigen Augen. Es ist zum Weinen.

Die Schule NEUE WEGE als Modell der Genossenschaftsidee

Merka, 17. Januar

Diesmal war es nicht möglich, mit einem Flugzeug eines Hilfswerks einzufliegen. So bin ich wieder kurz entschlossen mit einem Cat-Drogentransport nach Somalia gekommen. Ich musste für den Flug 500 Dollar bezahlen. Die Landepiste liegt aber weit im Innern des Landes. Dank dem Radar-Telefon, das für Merka neu eingerichtet wurde, waren die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter rechtzeitig am Platz. Mir fiel ein Stein vom Herzen. – Die Hitze ist tropisch feucht. In Frankfurt war es 8 Grad minus, und hier in Somalia ist es 45 Grad am Schatten. Nach langer Fahrt sind wir schliesslich heil in Merka angekommen. Allham durilla!

Das war eine Freude! Mit Trommeln, Liedern und Tänzen erwarteten mich die Kinder der Schule NEUE WEGE am nächsten Morgen. Die gute Zusammenarbeit in der Genossenschaft ist spürbar. Alles wurde bestens verwaltet. Die Kurse haben auch dazu beigetragen, dass sich die Mitarbeitenden der verschiedenen Stämme besser kennenlernten. Es ist ein gutes Team. Für die Selbstverwaltung gab es keine Probleme mit dem Geld. Die Mitglieder der Genossenschaft sind stolz auf ihre Arbeit. Die Lehrerinnen und Lehrer haben keine

Schwierigkeiten mit der gegenseitigen Akzeptanz in der Schule. Im Ambulatorium war das am Anfang anders. Sie hatten ja nicht die gleichen Voraussetzungen für die Zusammenarbeit wie die privilegierten Lehrkräfte, die das im Studium bereits üben konnten. Nun, nach 2^{1/2} Jahren Zusammenarbeit und Ausbildung, geht es der Gruppe im Ambi auch gut. Sie haben sich aneinander gewöhnt und wissen, um was es geht.

Meine Erfahrung mit der Praxisgruppe Plaffenwatz in Zürich zeigt, dass die Genossenschaftsidee immer wieder neu neben der praktischen Zusammenarbeit vertieft und überdacht werden muss. Wir sind am Lernen. So beginnen wir am nächsten Montag einen Workshop mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Ich gebe jeweils in der ersten Stunde eine Einführung in verschiedene Themen, wie zum Beispiel: Was bedeutet genossenschaftliche Zusammenarbeit für die Mitarbeitenden, für die Kinder, für die Gruppe, für das soziale Umfeld? Oder: Was bedingen Mitverantwortung, Mitbestimmung und Selbstverwaltung? Oder: Wie stellt man ein Budget auf für einen bestimmten Zweck? Was gewinnen wir in der Gemeinschaft – was verlieren wir? Nach meiner Einführung bleibt genügend Zeit in der zweiten Stunde für die Diskussion. Ich hoffe natürlich, dass sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bald auch mit eigenen Themen und Erfahrungen melden, selbständig die Einführung eines Workshop-Nachmittags übernehmen und den Kurs bereichern.

In der Genossenschaft soll es keine Waffen geben

Merka, 18. Januar

Im bisher verträumten und einsamen Städtchen Merka am Indischen Ozean herrscht plötzlich ein nie dagewesenes Durcheinander. Cali Maady hat mit seinen Truppen den Hafen von Mogadischu geschlossen. Nun kommen erstmalig die grossen Schiffe in den viel zu kleinen Hafen von Merka. Auch die Strasse ist viel zu

klein für die Lastwagen. So entsteht eine grosse Misere. Es gibt hier viele obdachlose Fremde, die geflüchtet sind, weil sie Hunger haben. Das abgelegene Merka ist überfordert. Es kommt wieder täglich zu Schiessereien mit Toten wie schon 1993. Die Kriminalität steigt. Nichts ist mehr sicher, die Ruhe weg. Es gibt vermehrt Kinder mit Hungerödemen. Gestern sind im Ambulatorium zwei grössere Kinder gestorben. Ich konnte nichts mehr für sie tun.

Bei uns in der Genossenschaft bestimmt die Mehrheit. Diese findet, dass mich nun ein Wächter ständig begleiten soll. Ich kann nicht mehr frei durchs Städtchen, über die Dünen oder ans Meer gehen. Alle haben Angst, es könnte mir etwas passieren, weil sich viele fremde Menschen in Merka herumtreiben. Ich selbst bin mir bewusst, dass ein Maschinengewehr mich niemals schützen kann. Es gab eine Abstimmung in der Genossenschaft. Ich war allein mit meiner Meinung. Zum Glück habe ich die Abstimmung nur über die Begleitung vorgeschlagen, nicht aber über das Maschinengewehr. So sagte ich, dass ich die Begleitung akzeptiere, aber ohne Waffe. In der Genossenschaft soll es keine Waffen geben. Falls das geändert würde, könnte ich nicht mehr mit freiem Herzen Medizin und Geburtshilfe machen. So habe ich den Wächter Cabdullahy überzeugt, dass die Mordwaffe niemals Schutz gewährleistet. Vielleicht macht sie zuerst Angst, die sich aber leicht in Aggression umwandeln kann.

Im Kurs für Mitarbeitende müssen wir uns unbedingt mit den Militärstrukturen und ihren psychischen und physischen Gewaltmethoden auseinandersetzen. Ich denke, wir müssten überhaupt auf der ganzen Welt mehr Schulen für den Frieden schaffen, damit wir lernen, besser mit Konflikten umzugehen, aber auch lernen, dass es Konflikte gibt, die man nicht lösen kann.

Verworrene politische Lag

Nun noch kurz etwas zur jetzigen politischen Lage in Somalia. Was ich schreibe, stammt aus meiner Erfahrung und gibt meine persönliche Beurteilung wieder. Es sind

im ganzen vier Männer, die Präsident werden wollen, jeder von einem anderen Stamm:

Da ist Morgan, der Schwiegersohn des ehemaligen Präsidenten Siad Barre. Seine Truppen greifen, seit ich hier bin, immer wieder die Stadt Kysmahya an. Er will sie in Besitz nehmen. Der zweite ist Cali Maady mit seinen Truppen. Er hält den Flughafen von Mogadischu besetzt. Er und Morgan arbeiten mit den Amerikanern zusammen. Sie finden, Somalia könne sich nicht ohne Hilfe der USA wieder aufrichten. Sie mischeln mit Unosom zusammen und wollen mit den Amis eine Regierung aufstellen. Dann ist da Aidid, ein Mann, der näher beim Volk ist. Er könnte nach seiner überzeugenden Rede vom August 1995 ein Linker sein. Er kämpft für die Unabhängigkeit Somalias und für eine somalische Regierung, in die alle Clans miteinbezogen sind. Als letzter hinzu kommt Athos mit seinen Truppen. Er war früher ein Anhänger von Aidid, will nun aber selber Präsident werden.

Ich denke, dass die beiden Kriegsherren Morgan und Cali Maady von den USA bezahlt werden. Mit andauernden kriegerischen Auseinandersetzungen in Mogadischu, Kysimaya und anderswo soll gezeigt werden, dass Somalia nicht fähig sei, selber eine Regierung aufzustellen und darum amerikanische Hilfe benötige. Beim Rückzug der Unosom drohten die USA offen, falls die Auseinandersetzungen weitergingen und keine Regierung zustande käme, würden sie wieder mit Gewalt eingreifen, um Ruhe zu schaffen und eine Regierung einzusetzen. Selbstverständlich für ihre eigenen Interessen, denn das Horn von Afrika ist strategisch gesehen ein wichtiger Stützpunkt für die Grossmächte.

Sozialismus als Geisteshaltung

Merka, 24. Januar

Im kleinen Buch «Revolutionäres Afrika» von Michael Traber (Freiburg 1972) lese ich: «Sozialismus bedeutet eine Geisteshaltung, die dem Afrikaner vertraut ist

oder zumindest war. Afrikaner haben es nicht nötig, zum Sozialismus «bekehrt» zu werden. Der moderne Sozialismus ist eine Weiterführung und Weiterentwicklung des afrikanischen Familiensystems. Gesellschaft wird gleichsam als Verlängerung der Grossfamilie gesehen. – Das Ideal einer klassenlosen und daher geeinten menschlichen Gesellschaft muss doch möglich sein.

Das Gesetz der traditionellen afrikanischen Familie hiess früher: Familiengeist, Gemeinschaftsgeist, Brüderlichkeit. Die Clan- und Sippenangehörigen lebten nach diesem Prinzip, ohne sich dessen eigentlich bewusst zu sein und ohne es in politischen Begriffen zum Ausdruck zu bringen. Sie lebten zusammen und arbeiteten zusammen: das war für sie der Sinn des Lebens. Auf diese Weise boten sie einander Schutz und Hilfe in allen Schwierigkeiten – den Ungewissheiten des Wetters, den Krankheiten, den Gefahren von wilden Tieren und bisweilen von feindlichen Menschen –, in allem, was mit dem Lebensrhythmus zusammenhing, dessen Ausgang der Tod ist. Die Früchte ihrer gemeinsamen Anstrengungen verteilten sie untereinander; aber die Teilung erfolgte nach genauen und von allen verstandenen Gesetzen: Jedes Familienglied sollte genug zu essen bekommen, eine einfache Bekleidung und eine Schlafstätte haben. Erst wenn jeder Einzelne diese grundlegenden Güter besass, konnte man daran gehen, den Überfluss zu verteilen. Selbst das Familienoberhaupt hätte es nicht gewagt, etwas mehr zu beanspruchen, bevor für die ganze Familie gesorgt war. Die Familie war als Einheit konzipiert: Sprache und Verhaltensweisen brachten diese Haltung klar zum Ausdruck. Die Grundgüter des Lebens waren «unser Essen», «unser Land», «unser Vieh». So lebte und arbeitete man zusammen, und die Früchte der Arbeit waren das Gemeingut der ganzen Familie...

Sozialismus wie Demokratie sind nicht ein System, sondern eine Geisteshaltung. Das soll nicht heissen, dass gesellschaftliche Institutionen und Organisationen belanglos wären. Aber ohne die richtige Gei-

steshaltung werden Institutionen ihrem eigentlichen Zweck entfremdet...»

Da wären wir wieder bei Konrad Farner und Leonhard Ragaz angelangt. Seit ich in Afrika arbeite, kommt mir immer wieder das Büchlein von Konrad Farner in den Sinn, das den Titel trägt: «Marxistisches Salz für christliche Erde – Christliches Salz für marxistische Erde» (Zürich 1971). Dabei darf der Islam nicht ausgeschlossen werden. Ich bin so froh und dankbar, dass mir beide Persönlichkeiten, Farner wie Ragaz, persönlich begegnet sind, schon als ich noch Kind war, aber auch später. Ihre Gedanken haben mich begleitet und oft gestärkt im trostlosen Somalia.

Ich habe momentan Malaria. Über 40 Grad Fieber, weiss nicht, was ich tun soll, bin zeitweise verwirrt.

Kuraufenthalt im Engadin

Sils-Baselgia, 27. April

Ich bin im Engadin, dem Hochtal unter dem Himmel, ganz nah bei den Sternen. Es ist kalt. Ich sitze in der warmen Stube und geniesse das, was ich wirklich gerne esse und in Somalia vermisse: Kartoffeln, frisch gekocht, noch dampfend und ganz gelb, mit Butter und Salz. In Somalia träume ich manchmal von einem ganzen Teller voll, in der Mitte ein Klumpen Butter, der langsam zergeht, und feines, ganz trockenes Salz, weiss wie Schnee, das ich mit den Händen darüber streue.

In Somalia gibt es keine Kartoffeln, und das Salz ist rar. Die Kinder klettern auf die gefährlichen Klippen am Indischen Ozean und kratzen das eingetrocknete Salz von den Steinen. Es ist fast schwarz von den Algen. Für wenig Salz sind sie den ganzen Tag unterwegs. Wenn sie eine Handvoll in einer Kokoschale zusammenbringen, sind sie stolz und zufrieden. – Man müsste am Strand, dort wo es Sandbänke gibt, so etwas wie eine Salzanlage bauen. Ich werde mich erkundigen, wie man das einfach machen könnte, um Salz zu gewinnen.

Es geht mir besser. Ich übe und gehe jeden Tag weiter, über Stock und Stein. Oft

treffe ich keinen Menschen. Aber die Vögel sind ja da, sie begleiten mich mit ihrem Gesang. Zwischen den letzten Schneeflecken blühen zartweisse und blaue Bergkrokusse zu Tausenden auf dem noch erdbraunen Wiesengrund. Die kargen Vorfrühlingsfarben erinnern mich an die weiten Ebenen der Steppen-Savanne und an das dürre Grasland Afrikas.

Geben und Nehmen jenseits des materialistischen Denken

Bei der Genossenschaft NEUE WEGE geht es nicht in erster Linie um Geld. Nein, es gibt noch andere Werte. Ich denke an Kriegssituationen in Mogadischu 1993 oder an den März 1994, als Merka verbarriadiert war. Gefechte tobten mit tagelang anhaltenden Detonationen von Granaten, Raketen und Kanonen neben dem Artilleriebeschuss durch Maschinengewehre. Ich denke an die grausam Verwundeten. An die Zusammenarbeit der ganz neu sich bildenden Genossenschaft. Unsere Angst. Die Nähe, wie wir zusammenrückten und uns bei den Händen hielten, wenn die Wände bebten und Mauern teilweise einstürzten, – daran, wie wir uns aufrafften, um eine Suppe zu kochen, und wie wir trotz allem lachten, weil das feuchte Holz nicht brennen wollte. Ich denke an den Hunger, die vielen sterbenden Kinder und an die Frauen, die ihre Kinder im Krieg gebären müssen, stumm, ohne Tränen. Sie haben sich ihre erstaunlich aufrechte Haltung bewahrt, selbstbewusst, stark.

Das zeigt die zehnjährige Sara mit ihren bewussten Sätzen:

«Wir Frauen holen Wasser weither, suchen Holz im Busch, bauen Hirse an.

Wir Frauen arbeiten. –

Krieg machen die Männer.

Warum?

Wir Frauen sorgen doch für alle, auch für die Männer.»

Ja, es gibt noch andere Werte. In bezug auf die Mitmenschlichkeit kann ich von den Schwestern und Brüdern in Afrika nur

lernen, und ich bekomme, was man mit Geld nicht begleichen kann. Argumente wie, dass ich in Somalia immer die Gebende sei, kommen vom materialistischen Denken her, das wir reichen Europäer uns angewöhnt haben. In der Genossenschaft, oder in einer Welt, in der alle Menschen Brot und Wasser haben und ein menschenwürdiges Leben leben können, wo geteilt wird, was man hat, stehen Geben und Nehmen im Einklang. Da kommen die menschlichen Werte zum Tragen, weil das Zusammenleben nicht vom Kapital bestimmt wird. In der Genossenschaft bin ich nicht einfach die Gebende, sondern als Mitarbeiterin akzeptiert. Ich staunte von allem Anfang an über all das, was ich von den Afrikanerinnen und Afrikanern lernen kann.

Übrigens habe ich gerade darum manchmal Mühe beim Schreiben von Dankesbriefen, weil das, was ich überbringe (oft zum Überleben), doch eigentlich selbstverständlich ist im genossenschaftlichen Sinn. Ich schreibe lieber Berichte, danke Euch aber trotzdem recht herzlich für alles. Besonders danke ich für Eure Mitarbeit, die guten Gedanken und Eure Liebe, die mich begleiten.

Natürlich denke ich auch daran, dass ich alt werde und mit der Zeit den geliebten Beruf, die Geburtshilfe und die Schule aufgeben muss – ja, dass sich meine Arbeit und meine Aufgaben nach Somalia total verändern werden. Das wird nicht leicht sein für mich – aber wir könnten eine neue Genossenschaft für die Alten in unserer Bewegung gründen. Wir sind nie zu alt für einen neuen Anfang.

Pläne für neue Gemeinschaftsformen im Alter

Sils-Baselgia, 28. April

Später, zurück aus Somalia, wäre es gut, wenn wir etwas für unsere Alten tun. Ich denke an ein Haus für die Religiös-sozialistische Bewegung. Es muss eine Genossenschaft sein.

Im Buch «Die Herde der heiligen Kühe und ihre Hirten» sagt Hans Saner «zum

Problem der Minderwertigkeit alles Verfallenden»: «Gerade dies muss aufhebbar sein, durch eine gesellschaftliche Leistung der Vernunft, die unser anthropologisches Bewusstsein und das Selbstbewusstsein der Alten verändert... Der Grundgedanke ist ganz einfach: Es gehört unabänderlich zum Weg des Menschen, dass er als Anfänger zur Welt kommt und als Endender sie verlässt. Auf allen Stufen dieses Weges ist er, bleibt er und wird er Mensch. Kein Lebensalter hat die Reife gepachtet und keines ist nur ein Verenden. Die Würde des Menschen gründet weder in seiner Leistung noch in seiner Lebenskraft, sondern allein im Faktum, dass er ein Geborener ist, der immer noch wird, bis, um mit Max Weber zu reden, «ins Pianissimo des höchsten Alters». Auf allen Stufen, ob Kind, ob Greis, hat er das unveräusserliche Recht, ein Mensch zu sein und als Mensch zu gelten, und auf allen Stufen soll Menschsein seine spezifischen Qualitäten haben...

Und hier wird das Selbstvertrauen der Alten entscheidend. Sie sind nicht einfach eine Generation, die den vergangenen Lebensqualitäten nachtrauert, sondern eine, die ihre eigenen entdeckt und entfaltet: die grössere Freiheit nach dem Prozess der gesellschaftlichen Arbeit, die grössere Milde nach Kämpfen, die grössere Fähigkeit zum Einfachen, dem klarer bewusst wird, worauf es nun ankommt. Das ist kein Prozess der Verwesung, sondern eine Aufgabe der Verwesentlichung, durch die man die

Furcht vor dem Alter verliert und auch diese Lebensphase annimmt und liebt.»

Weiter sagt er: «Für diese Deutung des Alters müssen die Alten sich selber einen Lebensraum schaffen, das sind nicht die anonymen Asyle, in denen man sich unter Preisgabe der Freiheit zu Tode pflegen lässt, sondern neue Gemeinschaftsformen, die man selber erprobt und entwickelt. In denen Mitglieder autonom und solidarisch miteinander leben, sich gegenseitig ökonomisch, physisch und psychisch helfen.»

Ich denke daran, dass ich die Geburtshilfe und die Schule mit der Zeit aufgeben muss, dass sich meine Arbeit und meine Aufgaben nach Somalia verändern.– In einer neuen Genossenschaft könnte ich aber die Pflege der pflegebedürftigen Alten übernehmen und mitarbeiten, wo es nötig ist.

Es müsste ein Haus gefunden werden. Die Finanzierung wäre nicht das Problem. Wir könnten eine Genossenschaft gründen mit Interessierten, die bereit wären zur Mitarbeit. Auch brauchten wir juristische Beratung und Mitarbeit. Könnten wir bald einmal eine Sitzung organisieren? Was meint Ihr dazu?

Vre Karrer

PS. Auch für ihre weitere Arbeit in Somalia nimmt Vre Karrer Spenden dankbar entgegen (Postcheckkonto 80-53042-7, «Hilfe für Somalia»). (Red.)

Wir entdecken heute, dass wir bei der Deregulierung und der Einführung der reinen Marktwirtschaft zu weit gegangen sind. Kapitalismus pur hat zwei Konstruktionsfehler: Er schafft weder Vollbeschäftigung noch gerechte Einkommensverhältnisse. Demokratie aber muss ein gewisses Bedürfnis an Gleichheit befriedigen. Das ist der Gesellschaftsvertrag, auf dem sie steht. Wir sind heute an der Bruchstelle dieses Vertrages angelangt. Der Fall des Kommunismus bedeutet nicht, dass der Kapitalismus bei guter Gesundheit ist. Wenn wir heute nicht mehr soziale Gerechtigkeit in unseren Gesellschaften schaffen, zerbricht die Demokratie.

(Jean-Paul Fitoussi, Wirtschaftsberater der französischen Regierung, Die Woche, Berlin, 2.2.1996)